



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus dem sächsischen Landtage. Seit Jahren ist es eine Gepflogenheit der sozialdemokratischen Abgeordneten in der zweiten Kammer des sächsischen Landtages, daß sie die Beratung über den Etat des Kultusministeriums dazu benutzen, ihre gesamte Anschauung von Staat und Kirche, von Sitte und Gesellschaft oder besser ihre Negation dieser Dinge in wohlberechneten Trompetenstößen wieder einmal ins Land hinauszuposaunen. Was sie da sagen, ist stofflich nichts Neues, nichts, was sie nicht auch im Reichstage bis zum Überdruße zu Gehör gäben, aber die Art und Weise, wie sie diesmal in der Kammer Sitzung vom 29. Januar ihre Anschauungen kund gethan haben, und der Verlauf, den infolge dessen diese ganze Sitzung genommen hat, giebt doch in mancher Hinsicht zu denken. Wir gestehen offen, daß sich unser als Zeugen dieser Verhandlung Unwille und Zorn bemächtigt hat über die Dreistigkeit, mit der die Herren Bebel und Liebknecht das gesamte übrige Haus behandelt, und über die Unverfrorenheit, mit der sie das rote Gespenst an die Wand gemalt haben. Diese Äußerungen stehen in auffallendem Gegensatz zu der Vorsicht, mit der sich die Herren sonst als unschädliche Vorkämpfer der Volksrechte gebärden, die jedem gewaltsamen Versuche zur Lösung der sozialen Frage fern stünden. Ist ihnen vielleicht die Ablehnung des Sozialistengesetzes im Reichstage zu Kopfe gestiegen, oder beabsichtigen sie, durch eine kühnere Sprache ihre Partei für die bevorstehende Reichstagswahl zu ermutigen? Wahrscheinlich ist beides der Fall, denn schon in der letzten Reichstags Sitzung schloß Bebel seine Rede mit den Worten: „Wir werden dafür sorgen, daß die Väter des Sozialistengesetzes in möglichst geringer Zahl im Reichstage wieder erscheinen; wir haben die Macht dazu, die gegenwärtige Mehrheit zu zer Sprengen.“ Was sich die Herren in der erwähnten Sitzung der zweiten sächsischen Kammer gestatteten, geht weit darüber hinaus. Die Handhabe boten ihnen die Flugschrift eines sächsischen Pfarrers gegen die Sozialdemokratie und eine im Druck erschienene Predigt eines andern Geistlichen, die beide gegen § 130a des Strafgesetzes verstoßen sollten. Dem gegenüber führte der Kultusminister Herr von Gerber in einer treffenden und durchaus maßvollen Rede aus, daß eine politische Agitation von der Kanzel, die einen konkreten einzelnen Fall der Gemeinde behandelt, allerdings zu vermeiden sei, daß aber im übrigen den Geistlichen das Recht gewahrt bleiben müsse, politische Nichtigungen, die das sittliche und religiöse Leben betreffen, in den Bereich ihrer seelsorgerischen und priesterlichen Thätigkeit zu ziehen. An dieser Erklärung hätten sich die Herren Sozialdemokraten wohl können genügen lassen, aber auf die Sache selbst kam es ihnen wohl weniger an, als auf das Fortspinnen der Debatte, die ihnen zu weiteren Äußerungen über Staat und Kirche, Leben und Gesellschaft Gelegenheit gab, zu Äußerungen, die nun gedruckt ins Land hinausgehen als ein, wie sie meinen, wirksames Mittel zur Bearbeitung des Volkes für die bevorstehende Wahl. So war es ein Cynismus eigner Art, daß der Abgeordnete Bebel, nachdem er hinter gleisnerischen Redensarten seine wahre Meinung über die Ehe verhüllt hatte, den Hinweis des Ministers auf Bebels verbotenes Buch über die Frau damit beantwortete, daß er eine Freigebung dieses Buches in einer billigen Auflage von einer halben Million Exemplaren für besonders geeignet halte, über

die schädlichen Absichten der Sozialdemokratie aufzuklären. Mit gleichem Cynismus zog Herr Liebknecht die Rede des Prinzen Carolath im Reichstage in die Debatte, als wenn Prinz Carolath, wenn er ein Gegner der Ausweisungspatagraphen ist, damit ins Lager der sozialistischen Hejapostel übergetreten sei. Der eigentliche Schwerpunkt der Liebknechtschen Rede, die außer andern Ungeheuerlichkeiten eine Verherrlichung der amerikanischen Kirchenverhältnisse und scharfe Äußerungen gegen den „von seinen Jugendidealen abgefallenen“ inkonsequenten bürgerlichen Demokratismus brachte, lag in den Schlußworten, die in den meisten Zeitungen etwas verhüllt wiedergegeben worden sind. Liebknecht äußerte da, die Rede des Ministers predige eine neue Bartholomäusnacht, den Bürgerkrieg gegen die — Sozialdemokratie, und verstieg sich dann zu der Prophezeiung, daß viele der Anwesenden noch die Zeit erleben würden, wo „da drüben auf jenen Bänken“ (der Regierung) Männer seines Schlages und seiner Gesinnung sitzen würden. Das lebhafteste „Pfi!“ das diesen Worten folgte, beantwortete Liebknecht mit einigen unzweideutigen Ausdrücken über schlechte Gesellschaft. Es erfolgten ein etwas verspäteter Ordnungsruf des Präsidenten und einige kurze, nicht eben zu der Liebknechtschen Rede in Beziehung stehende Bemerkungen einiger Abgeordneten. Man kann sich dabei der Frage nicht erwehren, wie es mit der Abwehr derartiger Angriffe in der Kammer gehalten werden soll. Der Verfasser dieser Zeilen ist nicht der Ansicht, daß man in allen einzelnen Fällen in ein Redeturnier mit den sozialistischen Abgeordneten eintreten solle. Denn sie selbst sind natürlich nicht zu befehren, auch wenn man ihnen Punkt für Punkt ihre Verdrehungen und Fälschungen nachweise. Was käme auch schließlich auf die Gesinnung dieser Minderheit von Abgeordneten an, wenn nur nicht ihre Reden — und das ist der Hauptzweck, wozu sie gehalten werden — eine gefährliche Einwirkung auf das Volk äußern könnten, zumal in dem Falle, wo sie schlecht erwidert werden oder unerwidert bleiben. Deshalb meinen wir, daß wenigstens bei so bedeutenden Anlässen, wie sie die Debatte über Kirche und Schule, die Grundlagen unsrer Kultur, mit sich bringen, eine bewußte und herzhafteste Abwehr der sozialdemokratischen Angriffe erfolgen mußte. Das ist in der erwähnten Sitzung durch die kraftvollen und überzeugenden Reden des Herrn Ministers allerdings geschehen, aber wir hätten gewünscht, daß auch aus den Reihen der Abgeordneten eine noch kräftigere Abwehr erfolgt wäre. Mit bloßer guter Gesinnung und frommer Entrüstung ist gegenüber den scharfen Klängen und den schlauen Finten dieser rücksichtslosen Gladiatoren des Wortes nichts gethan. Wer da wirken will, der muß vor allem den Gegner in seiner eignen Höhle auffuchen, Wesen und Entwicklung der Sozialdemokratie genau studiren, ihren Geschichtsfälschungen und Verdrehungen nachgehen, kurzum lernen, diesen Herren ihre Waffen aus der Hand zu schlagen. Wäre man auf Seiten der Ordnungsparteien auf diese Debatte vorbereitet gewesen — und man hätte es nach früheren Erfahrungen sein können —, so wären die frechen Prophezeiungen des Herrn Liebknecht wohl nicht unerwidert geblieben. Man hätte ihm und seinen Genossen sagen sollen, daß sie mit dem wahren Wohl und Wehe der Arbeiter nichts weiter gemein haben, als daß sie grundfänglich die ernsthaften Bemühungen des Staates um die Besserung der sozialen Schäden zu nichte zu machen suchen, daß der Weltbrand, den sie zu entfesseln drohen, sie ebenso hilflos finden würde, wie die Wasserflut den Zauberlehrling, und daß, wenn das rote Gespenst sich einmal verkörpern sollte, die jetzigen Agitatoren selbst die ersten Opfer des Ungeheuers sein würden. Wenn die Herren nicht nur im Reichstage, sondern auch im sächsischen Abgeordnetenhaus auf eine sachlich eingehende und kraftvolle Entgegnung zu rechnen hätten, und zwar nicht

bloß von den Tischen der Regierung aus, die vom Volke immer noch etwas mit besondern Blicken betrachtet werden, sondern auch aus dem Munde hervorragend beredter und wohlunterrichteter Abgeordneten, so würde ihre Sprache mit der Zeit wohl etwas zahmer und vorsichtiger werden. Freilich, noch schlimmer als das Stillschweigen zu den sozialdemokratischen Herausforderungen sind solche Entgegnungen, die weder der Würde der Kammer noch dem Ernste der Lage entsprechen, wie wir sie leider bei der Debatte über das Studentenduell von einem Verfechter der Schlägermensur hören mußten. Man denke nur nicht, daß es für das Volk gleichgiltig sei, wie den Sozialdemokraten im Landtage gedient werde, da das Volk die Sache ja doch nicht verstehe. Das Volk hat einen feinen Instinkt für parlamentarische Siege und Niederlagen, für geschickte und unpassende Entgegnungen.

Vierter Klasse. Über die schlechte Ausstattung der Wagen vierter Klasse ist schon oft, zuletzt wieder in der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 6. Februar, Klage geführt worden. Bis diese und andre Bahnbeschwerden auf dem ordnungsmäßigen Wege gehoben sein werden, dürfte wohl noch ein Weilchen vergehen. Einstweilen aber könnte das hochgeneigte Reisepublikum auf dem von freisinniger Seite so warm empfohlenen Wege der Selbsthilfe ein Erleuchtliches dazu beitragen, den Aufenthalt in den Wagen nicht allein vierter, sondern auch dritter Klasse angenehmer und gesünder zu machen: es brauchte bloß das Rauchen zu lassen. Wie oft ist diese Schwäche unsrer lieben Landsleute schon mit sittlicher Entrüstung gerügt und mit bitterem Spott verhöhnt worden! Aber weil alles nichts hilft, so bleibt doch nichts übrig, als immer wieder von neuem darauf zu schelten. Daß nicht den Nichtrauchern, sondern den Rauchern besondere Abteilungen angewiesen werden sollten, hat man schon oft gesagt. Aber bei der Stärke, mit der zur Zeit das Vorurteil der Raucher noch herrscht, wäre eine solche Maßregel gar nicht durchzuführen. Man wird noch zwanzig Jahre lang allwöchentlich den deutschen Männern zu Gemüte führen müssen, daß sie allein unter allen zivilisirten Männern es sind, die sich nicht schämen, Frauen, Kinder, Kleidungsstücke, geliehene Bücher und amtliche Schriftstücke dermaßen einzuräuchern, daß diese verschiedenen Wertstücke nach mehrstündigem Verweilen in dem männlichen Dunstkreise — es muß heraus, denn es ist die lautere Wahrheit — stinken! Die deutschen Männer allein sind unhöflich genug, zu Hause und wo sie nicht zu Hause sind, ihrem Gegenüber einen Dualm ins Gesicht zu blasen, der Augenentzündung und Atembeschwerden erzeugt. Sie allein sind so unverständlich, ihren jeweiligen Aufenthaltsort förmlich zu verpesten. Nach der Berechnung eines geistreichen Geschichtschreibers brauchen die Deutschen zwar durchschnittlich hundert Jahre, um sich eine Dummheit anz, und wiederum hundert Jahre, um sie sich abzugewöhnen; allein heutzutage geht ja alles rascher, und so wird, wenn nur die Presse beharrlich ihre Pflicht thut, der Eisenbahnminister hoffentlich schon nach zwanzig Jahren die Täfelchen „Für Nichtraucher“ entfernen können, weil es andre als nichtrauchende Reisende nicht mehr geben wird.

Politische Agitationen haben immer etwas Widerwärtiges, aber keine ist mir widerwärtiger vorgekommen als die gegen das Tabaksmopol. Nicht weil sie gegen das Monopol gerichtet war, denn gegen ein solches lassen sich ja Gründe anführen, die, wenn sie auch vielleicht irrig sind, doch weder lächerlich noch verächtlich klingen. Sondern weil damals die Mehrzahl der Männer aller Parteien mit wahrhaft kindlicher Unbefangenheit ihrem Entsetzen darüber Ausdruck verlieh,

daß der Tabak ein paar Pfennige teurer werden sollte. Der Monopolkrieg bildete das Satyrdrama zu dem Heldendrama des französischen Krieges; denn beide haben das Gemeinsame, daß sie zum erstenmale in der Weltgeschichte die Deutschen aller Farben: Schwarze, Rote, Schwarz=weiße, Blau=weiße und Weiß=gelbe geeinigt haben. Ein hochgebildeter Mann, ein höherer Staatsbeamter, prophezeite sogar in Gesellschaft, daß die armen Leute würden hungern müssen, wenn der Tabak verteuert würde; und da ich einwarf, vom Nichtrauchen werde man doch nicht hungrig, so antwortete er mir: Ja, glauben Sie denn, daß auch nur eine Zigarre weniger geraucht werden wird? Männer von Verstand, Bildung und edelm Charakter hielten es also für ganz selbstverständlich, daß die Verteuerung des Stinkkrauts nicht die Verkleinerung der Tabaksportion für den Mann, sondern der Brotportion für Weib und Kind zur Folge haben würde! Wenn uns die Ausländer damals beobachtet haben, so müssen sie den Eindruck gewonnen haben, daß der Deutsche an den Stellen, wo bei andern Menschen das Hirn und das Herz sitzen, zwei Tabaksbeutel tragen.

Und wie unwürdig, wie kindisch ist der Mangel an Selbstbeherrschung, der sich in unsern deutschen Rauchgewohnheiten kundgiebt! Gebildete Männer dulden bei ihren kleinen Kindern den Saugpfropfen nicht, obwohl dieser vorm Laufenlernen so ziemlich das einzige Vergnügen des Menschenwürmleins ist, und dabei gestehen sie — thatsächlich wenigstens — ein, daß sie selbst den Saugpfropfen nicht entbehren können; sie, die Hoherhabenen, denen die Genüsse der Wissenschaft, der Kunst, der politischen und „humanitären“ Bestrebungen zur Verfügung stehen, von mancherlei materiellen Genüssen, die dem Säugling noch verwehrt sind, gar nicht zu reden! Eine gute Havanna, zur rechten Zeit und am rechten Orte geraucht, ist ja auch wirklich ein des Mannes würdiger Genuß; eine Pfeife, der phantastische Wolken entquellen, kann als Sorgenbrecher wirken; aber ein Ding, das man von früh bis abends in Munde zu halten durch Gewohnheit genötigt ist, gehört in dieselbe Klasse wie der Saugtöpsel des Säuglings.

Die unwiderstehliche Heftigkeit der Naturtriebe, die, als göttliche Einrichtung, etwas Heiliges hat, gilt nicht als Entschuldigung für den, der seine Begier auf Kosten eines andern befriedigt. Wer zur Befriedigung seines Hungers einen Nickel stiehlt, wird als Dieb bestraft, und thut ers wiederholt, so droht ihm das Zuchthaus. Aber mir mit seinem Dualm ein Unbehagen verursachen, von dem ich mich gern mit vier bis fünf Nickeln loskaufen möchte, mir den Aufenthalt im Konzert, auf dem Spazierweg, auf dem Bürgersteig der innern Stadt, im Eisenbahnwagen vermeiden, mir eine Augenentzündung anblasen, das darf jedermann. In jungen Jahren begegnete mir einmal folgendes: An einem kalten Wintertage hatte ich zu einer Fahrt im offenen Wagen sämtliche Obergewänder angelegt, die ich damals besaß: Rock, Überzieher und Mantel. Nach der Fahrt mußte ich eine Strecke zu Fuß gehen. Der Wind erhob sich; da setzte mich mein Begleiter mit seinem Glühstängel in Flammen, oder vielmehr in stille und daher unbemerkte Glut, und erst, als die Sache ad triarios, das heißt durch Mantel und Überzieher auf den Rockfragen gekommen war, bemerkte ich, daß ich abgebraunt war. Und dabei konnte ich weder auf den Brand betteln, noch vom Brandstifter Schadenersatz beanspruchen, sondern mußte, inwendig knirschend, seine Entschuldigung mit der höflichen Lüge abwehren: O bitte, das thut nichts! Mit dem zuletzt Gesagten soll aber um Gottes willen nicht etwa die Aufmerksamkeit der strafenden Gerechtigkeit auf derlei Land- und Brandschäden gelenkt, sondern nur an das Gerechtigkeitsgefühl der deutschen Männerwelt appellirt werden.

Jüdische Selbstbespiegelung. So wie Anno 1889, sind noch nie die Weibhirschfässer zu Ehren preislicher Jubelgreife geschwungen worden. Und doch steckt uns schon heute von dem Dpferdampf nichts mehr in der Nase. Kaum daß die Öffentlichkeit noch von den gefeierten Alten spricht. Die Masse, die damals munter mitjohlte, ergeht sich nun beim Bier über die bevorstehenden Wahlen und deren zweifelhaften Ausfall über die ewigschlechten Zeiten und andres Angenehme und Mißliche in der Welt mehr. Aller paar Wochen kommt eine neue Lösung auf, die ebenso schnell wieder verschwindet. Nur die begeisterte Gemeinde hält treu zu dem guten Alten und Echten und läßt sich durch das Tagesgerede nicht irre machen, sondern lauscht mit Andacht den Sprüchen der Meister weiter. Gottfried Keller, der klare Mann, durchschaute gar wohl das Trügerische des Gejubels. Als sein Geburtstag vor der Thür stand, schnürte er sein Bündel und machte sich nach einem abgelegnen Ort im Gebirg auf, um da mit seinen nächsten Freunden das Fest zu feiern. Die Züricher konnten lange nach ihrem alten Grünen Heinrich gucken. Was lag ihm daran! Was Keller gethan hatte, war etwas ganz Neues. Das zieht, dachte mancher Be—rühmte bei sich; wenn die Zeit kommt, kann mans ja auch einmal versuchen. In der Brust des Herrn Professors und Kenners der deutschen Sprache, Daniel Sanders, kämpfte solch ein Entschluß: im Weltgetriebe oder in der Einsamkeit den Jubeltag zu begehen. Schließlich entschied er sich für das erstere. Und so kann sich die stauende Mit- und Nachwelt an dem höchst-eigenhändigen Festbericht des Herrn Professors ergöhen, der auf mehr als zwanzig Druckseiten in Paul Lindaus erster deutscher (?) Zeitschrift Nord und Süd (Februarheft 1890) steht. Es ist das reine Gemauschel, das uns da entgegentönt, und man verwundert sich billig, daß der Selbstlober par excellence nicht am Ende Wörterbuchschreiber bis aufs Wort wieder; haarlein verbreitet er sich über die Ausstattung seines Ehrenbürgerbriefes und druckt ihn vollständig ab, ebenso wie den Festgruß aus dem Altstrelitzischen Intelligenzblättchen. In epischer Breite zählt er uns den ganzen Katalog der Glückwünschenden auf und vergißt dabei auch der teuern Mischpoche nicht. Er teilt uns Briefe teilweise mit dem Poststempel und dergleichen wichtigen Erläuterungen mit. Von aller Welt sind sie ihm zugegangen, von Berlin bis nach Palästina, was zwar nicht viel heißen will, da man sich an beiden Orten gleich heimisch vorkommt. Manchem Leser des Festberichts wird der Gedanke an die Jugendzeit des berühmten Sprachherolds auftauchen, wo er an den Tischen der verwandten und bekanten Judenthümlichkeit herumgegeben wurde und die Sippe sich zumockelte: Wird emal e großer Mann gebe. Herr Daniel Sanders hat sich das gemerkt, und er weiß Staat mit sich zu machen. Aber er soll sich nicht beklagen, wenn ihm darob der Staar gestochen wird. So manches steht ihm noch auf dem Kerbholz, und es braucht nur an sein gewöhnliches Vorgehen gegen Rudolf Hildebrand erinnert zu werden. Werden diesem, dem kühnen Fortsetzer des Grimmschen Wörterbuches, auch zu seinem siebzigsten Geburtstage Vorbeerkränze gewunden und Fackelzüge gebracht werden? Doch das ist eine müßige Frage. Auch ohne das wird er der Gegenwart und Zukunft als der gelten, der er ist. Vorderhand scheint keiner dem Germanisten aus dem Morgenlande den schmückenden Beinamen „deutscher Sprachherold“ streitig machen zu wollen. Aber daß er sich in eitlem, hahnenhaftem Dünkel aufbläht und so widerlich über sich selbst mauschelt, das sei ihm vergolten. Und damit Gott befohlen!